

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 5

Artikel: Der Rosenhof und seine Zeit
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und rühmendwert finden an des Dichters Art und Kunst. Die wertvollsten Vorstellungen zu einem Dichterbild sind immer die aus eigenen unmittelbaren Eindrücken gewonnenen.

Huggenbergers Erzählen ist dem Murmeln und Klingen des Bächleins vergleichbar in seiner epischen Lückenlosigkeit und Folgerichtigkeit. Wir wüßten seiner Kunst kein besseres Lob. Denn wer so erzählt, daß das Geschehen sich naturgleich vollzieht, in gleichmäßigem Fluß, ohne Stockung und ohne Hemmung, so daß der Leser sich selbst vergißt, gerade wie wenn er am Ufer eines Wiesenbächleins läge, das sein Ohr mit ewig gleichen und doch so melodiosen Tönen füllt, der erzählt schlechtweg vollkommen. Auch darin paßt dieser Vergleich zu Huggenbergers Erzählkunst, daß fast alles Subjektive daraus verschwindet. Die Dichterindividualität ist in das Geschehen aufgelöst, wie die Natur- und Menschenlaute dem im Grase Liegenden durch das Murmeln des Baches nur gedämpft und wie aus der Tiefe der Welt heraus ans Ohr klingen. Es liegt eine getragene Ruhe auf seinen Gedichten, sowohl wie auf seinen Erzählungen. Ein Rhythmus, ein Ansiehalten aus künstlerischen Erwägungen heraus drängt alle Leidenschaftlichkeit zurück. Die Sinne möchten vorwärts stürmen und laut werden, aber der Verstand und das dichterische Feingefühl halten sie an unerbittlich strengen Zügeln zurück. So ist Huggenberger zu einer goldschmiedlichen Feinkunst gekommen, für die kein Signum schlechter paßt als das boshaft ausgesprochene „Feld-, Wald- und Wiesenidylle“.

Man liegt gut an seinem Erzählbächlein. Ab und zu offenbaren sich einem an minutiös geschauten und empfundenen Einzelbildern seiner Geschichten, wie im Gefrappel des Grases, wie im Müdentanz über dem flimmernden Bach, die Wunder der Kleinwelt mit ihren tausend Farben, ihren Leiden, ihren Freuden, ihrer Lust und ihrer Tragik.

Huggenbergers stofflicher Horizont ist immer noch der der Dorfgemeinde. Im „Ebenhöch“, in „Dorfgenoßen“, in den Romanen ist sich der Stoffkreis gleich geblieben. Diese „kulturelle Enge“ bedeutet aber künstlerische Weite nach dem Goethe-Wort von der Selbstbeschränkung, die den Meister kündigt. Bei so fein abgestimmten Künstlernaturen rächt sich jede Extratour in fremde Gebiete. Auch Huggenberger hat es an sich erfahren. Dem großen Zeiterleben steht er als Künstler passiv gegenüber wie so viele seiner Kollegen. Es vermag weder sein Stoffgebiet, noch seine geistige Art zu ändern. Wohl aber hat Huggenberger im zweiten Roman seine Weltanschauung künstlerisch vertieft: Daß steht der Liebe gegenüber, Weichheit und zarte Gefühle starrem Festhalten am Eigenen; das Ich gegen die Andern. Aber keines seiner Bücher klingt so herzwarm und positiv aus wie dieses, sein letztes. Und dieser Ausklang soll uns die Garantie sein dafür, daß der Dichter nunmehr, da ihm das Leben so hohen Standpunkt zu Rückblick und Ausblick geschenkt, uns auch fernerhin noch manch ein herzerquickendes Buch schenken wird.

* * *

Von Lisa Wengers 60 Jahren hat die ihr in innerer und äußerer Haltung so nahestehende Frau Maria Waser geschrieben, daß sie uns fast wie ein Phänomen, wie ein Wunder vorkämen. Gewiß, wer die Dichterin aus persönlicher Anschauung kennt, muß ihr recht geben. Kein Mensch würde ihr von Angesicht zu Angesicht diese Jahre glauben. Lisa Wenger ist einer jener seltenen Menschen, die nie ihre Umgebung durch ihr Alter verpflichten. Alles an ihr ist Anteilnahme an der Welt der Andern und Interesse, das nach außen zielt. So empfindet man ihre Gegenwart bloß als geistige Anregung und wird ihrer körperlichen Persönlichkeit erst in der Erinnerung bewußt. Dabei steht sie fest und sicher auf dem Boden des Alltags, daß man in ihrer Gesellschaft die Bücher vergesse, wenn von ihnen nicht so viel die Rede wäre im Gespräch. Und doch sind ihre Bücher das getreue Spiegelbild ihres Lebens: Sie erzählen die Ereignisse klar, frei und sicher, mit kurzen bestimmten Sätzen, mit rasch zugreifender Logik. Da ist nichts Zerstückeltes, Zwiespältiges, Unausgeglichenes, Dekla-

mentes. Im Gegenteil, ihre Menschen sind gesund bis ins Mark hinein, sie wissen das Leben zu packen und ihren Willen gefügig zu machen. Der Optimismus des eignen Lebenserfolges



Lisa Wenger.
Phot. Ed. Abel, Zürich.

spricht aus ihren Werken. Sie hat diesen Lebenserfolg nicht billig bekommen. Aber just, weil sie mit zäher Kraft darum gerungen, ist sie zu dem Lebensoptimismus gekommen, der alles Gute siegen läßt. Aber hätte sie auch nur ihren „Rosenhof“-Roman geschrieben, wir wüßten, wer sie ist, und daß sie auf der Seite der Idealisten steht, trotz ihrer überlegenen Sicherheit dem Gegenwartsleben gegenüber.

Als Schriftstellerin steht sie dem Roman mit der auf die Widerspiegelung des Weltbildes hinizielenden, breitausladenden Epik am nächsten. Sie, die als Berufszeichnerin mitten im Erwerbsleben gestanden, die in Amerika den Kampf ums Dasein aus unmittelbarster Anschauung kennen lernte, die sich vom Strom des Lebens umbrausen ließ, sie beherrscht einen weiten und weitesten Kreis menschlicher Verhältnisse.

Wie wir vernehmen, ist ihr neuestes Werk, ein Drama mit tragischem Weltanschauungskonflikt. Die dramatische Form liegt durchaus im Bereiche ihres starken Talents; wir können auf die Veröffentlichung freudig gespannt sein. Auch sind uns neue Märchen versprochen, die sie an den eigenen Enkelkindern erprobt hat. Auch auf sie freuen wir uns, weil wir wissen, daß die Dichterin es meisterlich versteht, die schönsten Lebenswahrheiten in das schlichte Gewand der Märchenerzählung zu kleiden. Mögen der jugendfrohen Sechzigjährigen noch recht viele Dichterpläne zur Wirklichkeit werden!

H. B.

Der Rosenhof und seine Zeit.

Aus dem Roman „Der Rosenhof“ von Lisa Wenger. Verlag von August Scherl, Berlin.

Das Wohnzimmer von Tante Ursula und Onkel Daniel war steif und doch gemütlich. Alle Möbel hatten Rücklehnen, die aus lauter Stäbchen bestanden und wie ein Gartenzaun aussahen. Die Polster waren grün. An den Wänden hingen Schattenrisse, der von Großmutter und Großvater Schwendt war der Schönste. So zierlich ausgeschnitten und umrahmt von schwarzen Bergknechtchen und Zelängerjeltelieher. Die Großmutter saß da in einer großen Halskrause und strickte. Der Großvater hielt eine lange Pfeife in der Hand. Er schlug die Beine übereinander. Die Kinder, also die Frau Pfarrer König und Onkel Daniel, lasen eifrig in einem Büchlein und hielt eines ein Sträußchen, das andere einen Keifen in den Händen.

Zwischen allen viere stand ein runder Tisch mit Kaffeekanne und Zuckerdose darauf. Es war der einzige Fehler, den der Künstler gemacht, daß die Zuckerdose viel größer war als die Kanne. Aber am Ende war alles ganz richtig, und die Dose sah in Wirklichkeit aus wie eine Suppenschüssel. Man kann nie wissen.

Zwischen den Schattenrissen der Großeltern hingen die Erzeugnisse einer neuen, raffinierten, französischen Kunst. Es waren Daguerreotypen, silberglänzend, mit einem störenden Lichtschein darauf, daß man sie nicht betrachten konnte, ohne sie hin und her zu drehen. Neben dem Ofen hing ein mächtiger Fußsack, auch im Sommer, und ein Pfeifenbrett voll Pfeifen zeigte, daß die Tante Ursula zu den Frauen gehörte, die ihre Männer lieber mit einer Pfeife daheim, als ohne oder gar mit der Pfeife auswärts mußten.

Sechs gute alte Delbilder erzählten von viel Schönheit, die in der Schwendtschen Familie daheim gewesen sein mußte.

Schmale, grüne Vorhänge schlossen die Fenster ab, und weiße Vorhänge blinkten hinter den grünen. Sie wurden alle Jahre zweimal abgenommen, gewaschen und so schön gestickt, daß Leute mit über vierzig Jahren den Schaden ohne Brille nicht finden konnten.

Unter dem Tisch hielt sich ein großer Teppich nicht für zu gut, einem jeden die Füße zu wärmen, der sie darauf setzen wollte, trotzdem eine Schäferin und sechszehn Schafe nebst Hund und Liebesbrief darauf gestickt waren.

Das war Tante Ursulas Wohnzimmer, denn es war in Wahrheit ihr Zimmer. Tadellos vom ersten Januar bis zum Sylvester dasselbe, sauber, kühl im Sommer und nie recht warm im Winter, und ohne Blumen. Sie machten zuviel Arbeit, sagte die Tante.

Das Zimmer Susannas, das neben dem der Tante lag — der Onkel hatte sich bis aufs Blut gewehrt, als er das nützerne Stübchen sah, in das er einquartiert werden sollte — glich in nicht sehr langer Zeit dem der Tante aufs Haar.

Eben so kühl, eben so sauber, eben so steif, eben so tadellos. Nur hing statt eines Daguerreotyp ein gesticktes Bild darin, das Susannas Mutter gehört hatte und einen Pagen mit einem Windspiel und einem schönen Fräulein mit einem Pagagei darstellte.

Eben so praktisch wie bei Ursula hingen Schwamm und Zahnbürste in einem filochierten Säcklein zum Trocknen am Fenster, und eben so bestimmt und rechthaberisch standen die braunen Pantöffelchen Susannas unter dem Bett wie die schwarzen der Tante. Der Unterschied lag nur in der Farbe.

Und wie die beiden Stuben, so waren ihre Bewohnerinnen. Und so wie sie waren ihre Bekannten, und wie ihre Bekannten waren alle andern Leute, die Falbalas und Ohrenlöcklein trugen, oder graue Zylinder und samtene Westen. Und die wieder paßten ausgezeichnet in ihre Zeit, denn eben die Zeit hatte sie gebildet.

Die Zeit des bedürfnislosen Bürgertums, des allernützlichsten Bürgertums, dem sowohl die höher als auch die tiefer Stehenden anheimgefallen waren und dem sich niemand entziehen konnte.

Die Zeit, da die Kunst sich verkroch und auf einen Erblöser wartete. Die Zeit, die von Phantasie nichts wußte und von Geist nicht viel, und die die Nase rümpfte, wenn sie ihm begegnete.

Aber sicher war es die Zeit der Tüchtigkeit, der braven Ehrbarkeit, die Zeit der schmalen Briefe mit der gelben Oblate hinten und dem Wasser Täubchen vorne. Die Zeit, da der Bakel hinter der Türe stand, der von einem jeden gehandhabt wurde, der sich dafür berufen fand.

Und leider war es auch die Zeit der schnurgeraden Tischbeine und der geraden Ärmel an den Frauenhemden, den fürchterlichen Ärmeln, die bis über die Ellenbogen fielen, daß auch der hübscheste Arm darin wie ein Spargel aussah und es ganz auf eins heraus kam, ob jemand sich runder, weicher Glieder erfreute oder grober Knochen wie ein Hühnerweib. Es kam alles aufs selbe heraus, denn man sah es doch nicht.

Dafür herrschte andererseits die Nachthaube bei Männern und Frauen. Einesteils, weil es auf etwas mehr oder weniger Höflichkeit gar nicht mehr ankam, andererseits, weil die fetten Haare die sauberen Kissenbezüge beschmutzten.

Daß in dieser Zeit die Leute mehr zu ebener Erde gingen, als daß sie flogen, ist das zu verwundern? Oder daß sie die Brüderie mit echtem Schamgefühl verwechselten? Oder daß sie die Liebe einfingen, ihr die Flügel beschnitten und sie der Langeweile überantworteten?

Wer wundert sich, daß Tante Ursulas Zeitgenossen der Liebe nur dann einen Kuß gestatteten, wenn die Verlobungsfeier vorüber war? Weileibe nicht vorher und auch nachher nur, wenn sie Zügel und Zaum trug.

Wäre es klug, sich zu wundern, daß Tanten und Mütter den jungen Mädchen die Liebe so schilderten, wie sie sie kennen gelernt hatten, und nicht anders? Und daß die Lehren der Tanten so gute Früchte trugen, daß sogar die jungen Mädchen nicht mehr ahnten — Ausnahmen immer zugegeben — wie die Liebe aussehen könnte, wenn sie den altmodischen Kram, der ihr aufgezwungen wurde, nicht trüge? War es nicht ganz natürlich, daß Alte und Junge sich die Augen zuhielten und zeter schrien, wenn zwei mit der Liebe Freundschaft schlossen, die eigentlich gar kein Recht darauf hatten? Es gab in der ganzen Stadt kein junges Mädchen, das diesen Unwissenden nicht hätte sagen können, daß sich das Recht auf eine gute, bürgerliche Liebe nur in der Kirche erkaufen ließ, mit dem Segen der Familie, der Eltern, wenn sie noch lebten der Großeltern, gebilligt von Tanten und Onkeln, ermuntert von Basen und Vettern und unterstützt von den langjährigen Diensthöten der betreffenden Häuser.

War es ein Wunder, daß die so geknechtete Liebe mürrisch und scheu wurde und Familie, Stellung und Vermögen an ihrer Statt Ehen stiften ließ?

War es ein Wunder, daß die Zeit, der es an Abenteuerlust fehlte, nur Suppenkräuter züchtete und keine Rosen? Orchideen natürlich noch weniger, Gott sei Dank, und um dieser Tatsache willen soll ihr auch niemand etwas Böses nachsagen dürfen. — —

Das Mädchendorf.

Von Clara Robs-Huzli, Bern. (Schluß.)

Doch war das Mädchen wenig redselig, obwohl es fröhlich lachte, wenn die Andern erzählten. Vorn auf dem Kutschersitz saß der junge Bauer, ein hübscher, freundlicher Mensch mit sympathischem und scharf geschnittenem Gesicht, das mir außerordentlich gut gefiel. Er hielt die Zügel in der Hand und lenkte die Pferde, die indessen zu merken schienen, daß es eine gemütlige Ausfahrt werden sollte und vergnügt und gleichmäßig dahin trabten, so daß der junge Mann fast die ganze Zeit in halber Wendung nach uns hinfaß und sich an der Unterhaltung beteiligte. Er erzählte lustige Stücklein von seinem Großvater, der eine fröhliche Haut gewesen zu sein schien und hatte seine helle Freude daran, wenn die Gesellschaft in ein weithin tönendes Gelächter ausbrach. Dann stimmte er selber mit ein, und das Schönste an ihm schien mir dann sein Lachen zu sein, so tief und warm und gar nicht leichtfertig.

Es fiel mir auf, daß die Augen der Elisabeth — so hieß meine Bekannte — einmal scharf auf ihm ruhten, und als ich ein paarmal hinter diesen forschenden, dunklen Blick bemerkte, wurde ich aufmerksam. Elisabeth sprach wenig, doch wenn sie sprach, war es ein gut angebrachtes, oft sogar witziges Wort. Ich ertappte mich nach etwa einer Stunde auf dem Gedanken: Schade, daß die Elisabeth nicht etwas jünger ist, das hätte ein hübsches Paar gegeben. — Dann geschah es, daß die Elisabeth plötzlich lebhafter wurde, wie wenn man sie gerüttelt und geweckt hätte. Sie warf den Kopf zurück, wenn sie sprach, mischte sich häufiger ins Gespräch und bekam ein lebendiges Mienenpiel, ganz entgegen ihrem sonstigen stillen, ja kühlen Wesen. Und immer wanderten ihre Blicke am Ende zu dem